

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 21. Januar 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 22.

Liebe und Freundschaft.

Lieb ist eine schöne Blume, Aufgeföhrt vom Morgenroth, Aber Freundschaft gleicht der Eiche, Die dich schützt in Sturm und Noth.

Lieb ist eine frische Quelle, Bald verändert, rasch bewegt, Aber Freundschaft gleicht dem Strome, Der die schwersten Lasten trägt.

Du entschlämmerst — und die Liebe Legt Dir gold'ne Träume hin, Du erwachst — und findest Freundschaft, Eine treue Pflegerin.

Das Geheimniß.

Novellette von Pierre Mille.

Madame Hermet öffnete die Thür de Arbeitszimmers.

„Armand“, rief sie mit ihrer hellen, frischen Stimme, „das Bad für Bebe ist bereit, kommst du? Du hast noch Zeit genug für dein Bureau.“

Sie war so strahlend in ihrem jungen Mutterglück, daß sich Hermet ein Verziener, das Haar an den Schläfen leicht angegraut, und ebenso stark wie seine Liebe zu Lucie war kein Stolz, Vater zu sein, seinen Namen in einem prächtigen Jungen fortzuführen zu sehen. Er folgte eilig seiner Frau, ihre graziose Gestalt mit frohem Lächeln betrachtend.

Die Sonne hielt den Kleinen über dem metallenen Beden, das die Morgenfonne umflirrte. Er begann zu schreiben, als sie ihn in das Wasser setzte, das genau der Temperatur seines Körperchens angepaßt war, schneidete er bald, da nun seine Mama den großen Schwamm nahm und das sanfte Niesel seine Nerven beruhigte und ihm ein kalldendes Lachen entlockte, das in dem rosigen Fleische seines Oberleibes einen witzigen Milchzahn leben ließ.

In diesem Augenblicke läutete es. „Madame, der Fleischer ist hier“, meldete die Bonne.

„Geh nur, meine Liebe“, sagte ihr Mann, da er sah, daß Lucie zögerte. Sie hatte die Gewohnheit, die täglichen Bestellungen für die Küche selbst zu machen.

„Aber... Bebe?...“ „Du kannst ihn mit beruhigt lassen, ich thue ihm kein Leid“, sagte er lachend.

Sie lächelte ihm ebenfalls zu, ehe sie aing. Hermet trocknete den Kleinen vorsichtig ab, die feidige Haut des runderlichen, graziösen Körperchens kühlend. Marcel, den der Bart seines Vaters hielte, wandte den Kopf nach ihm um, mit einem Ausdruck von Wohlbehagen.

Als er auf den weichen Teppich niedergelegt wurde, versuchte er alsbald, sich aufzurichten und gegen den nächsten Stuhl zu kriechen. Hermet schnalzte mit den Fingern hinter ihm her, doch das Kind schenkte ihm keine Beachtung.

„Marcel, mein kleiner Marcel!“ sagte er laut, fast unwillkürlich.

Die Kinder pflegen sonst, selbst wenn sie erst einige Monate alt sind, aufzufordern, wenn man ihren Namen ausspricht. Doch Marcel spielte auf dem Teppich, unbekümmert. Sein Vater klatschte diesmal hart in beide Hände, stampfte mit dem Fuße, ohne aber die Aufmerksamkeit des Kindes zu erregen.

„Das ist seltsam“, murmelte er verstimmt. Doch da seine Frau in demselben Augenblicke zurückkam, schrie er und bemühte sich, ein heiteres Gesicht zu machen.

Es existirt vielleicht eine Art von geheimer Gedankenübertragung bei zwei Wesen, die einander lieben und die ihre Beunruhigung verbergen wollen. Als ihr Gatte die Wohnung verlassen hatte und Lucie den Kleinen ankleidete, ließ sie, über ihn gebeugt, jenes jartliche, tosende Geräusch der Lippen hören, in dem die Kinder, oft erst wenige Wochen alt, einen Auh erkennen. Doch Marcel rührte sich nicht, er schenkte seiner Mutter ebensowenig Aufmerksamkeit, als er es gegenüber dem verworrenen Lärm that, der von der Straße heraufscholl und um den sich diese kleinen Wesen nie kümmern, weil sie die Erfahrung bald gelernt hat, daß dies für sie weder eine Quelle des Stummens noch des Vergnügens ist. Und verwirrt, zitternd, in einem jähnen Schmerz, schrie Lucie auf, ebenso wie es Armand gethan hatte.

„Marcel, mein kleiner Marcel!“ Das Kind fuhr fort, den Sachen ringsum zuzulächeln, rubia und still. Madame Hermet ergriff ihr Kind ungeschüm, prekte es an sich, wie um es vor irgendeiner drohenden Gefahr zu beschützen, dabei stammelnd:

„Mein Gott, mein armes, armes Kind!“ Sie weinte lange, verzweifelt. Dann dachte sie: „Es ist vielleicht doch nicht wahr! Und bis dahin — wenn nur Armand nichts ahnt!“

So lebten sie mehrere Monate, ihre Angst, die täglich wuchs, einander ängstlich verhehlend. Hermet mochte nicht, sich an den Hausarzt zu wenden. „Er würde alles meiner Frau sagen“, dachte er, „aber er würde Versuche anstellen, die Lucie meine Beforgnisse verrathen würden.“ Dafür suchte er einen Spezialisten auf, der den Kleinen zu sehen wünschte. Da dies nicht möglich war, suchte er Hermet zu trösten. „Es handelt sich vielleicht um eine Verzögerung in der Entwicklung des Kindes“, sagte er. „Man muß eben warten. Ober es ist auch das Gegenteil möglich; es giebt Kinder, die vor dem sechzehnten Monat kein Wort aussprechen können, eben weil sie sehr intelligent und deshalb zerstreut sind, da sie vor allem die tausendfältigen Eindrücke, die an sie herantreten, in sich aufspeichern. Geben Sie deshalb die Hoffnung nicht auf!“

Aber in dem Maße, als die Zeit verstrich, fühlte Hermet, daß nichts mehr zu hoffen war. Marcel war taubstum! Er stellte sich das Leben des Kindes vor, eine lange, qualvolle Existenz in bleiernem Schweigen, ausgeschloffen aus dem Kreise der übrigen Menschen. Und alles, was er vernahm, Töne, Worte, Musik, dies wurde ihm jetzt zu einer un-aussprechlichen Qual. „Mein Marcel wird das nicht hören!“, sagte er sich wie vernichtet. „Er wird nie meine Stimme vernehmen — niemals — und ich hätte ihm so viel, so viel zu sagen!“

Dann bedachte er, daß Lucie von diesem Unglück noch nichts ahnte, und er bestreute sich, ihr keine gewöhnliche Miene zu zeigen. Seine Frau ahnte ihm nach. Auch sie hatte mehrere Aerzte konsultirt, hatte ihr Kind in die Klinik eines berühmten Otophthen getragen, und sie wußte, daß es keine Hoffnung mehr gab. Ach, wenn sie wenigstens sprechen, ihren Schmerz am Herzen Armand's hätte ausmeinen können! Aber weshalb sollte sie ihrem Manne die wenigen Monate von Glück und Zufriedenheit rauben, die ihm noch bis zu jenem Tage blieben, wo er sich doch einmal über das Gebrechen des Knaben klar wurde? Er sah Marcel tagsüber nur eine kurze Zeit, und alles, was er sprach, zeigte deutlich, daß er nichts ahnte. Oft sagte er, das Kind betrübend: „Welch wunderbare Augen es hat!“

Sie waren in der That groß und strahlend wie ein köstliches Blütenpaar von einer absonderlichen Schärfe und Hirtigkeit im Beschaun all dessen was ihn umgab, als ob sie sich frühzeitig darin üben würden, jene Sinne zu ersehen, die ihm mangelten. Auch die Hände waren ungewöhnlich geschmeidig und geschickt, von einem so überraschenden Zauber, daß Armand oft an sich halten mußte, um nicht in Thränen auszubrechen.

Die Existenz der beiden wurde allmählich qualvoll, unerträglich. In der Aufopferung, mit der sie ihr trauriges Geheimniß wahrten, hatten sie das Gefühl, als entblättere sich langsam ihre Liebe, schwindete allmählich dahin; sie fanden sich vereinsamt, traurig, und hatten doch den Muth nicht, zu sprechen, sich einander anzuvertrauen. Es war um diese Zeit, daß in der Strafe, wo sie wohnten, die Arbeiten der Untergrundbahn beendet wurden und die Züge des Metropolitan ihren Dienst begannen. Der Boden schien sonder und vibrierend geworden zu sein wie der Resonanzboden einer Riesengeige, und von Zeit zu Zeit klirrten die Fenster, sprang eine Scheibe, erzitterten die Möbel. Eines Tages, als sie gerade im Speisezimmer zu Tische saßen, stumm und melancholisch, vernahm Armand an der Decke ein seltsames Knistern. Er blickte zur Höhe und gewahrte, daß die Kette der schweren Hängelampe sich loszulösen begann, während der Gipfstaub der Stuckatur in kleinen Wölkchen aufstieg. Er schrie auf: „Achtung! Die Lampe fällt her-ab!“

Sie stiegen beide ihre Stühle zurück und sprangen mit einem Satz zur Seite. Marcel sah in einem Fortschritt nahe dem Fenster, außer Bereich der Gefahr. Die schwere Lampe fiel trachend auf den Tisch, zerstückelte Gläser und Tassen, durchschlug die Platte; eine plötzliche Explosion hätte einen größeren Lärm hervorbringen können. Doch Marcel hatte nicht einmal eine Geste gemacht; sein Gesicht blieb gegen das

Fenster gerichtet, wo man ein Stück des strahlend blauen Himmels sah. „Er hat keine Furcht geholt“, sagte Lucie zitternd. „Nein... er konnte keine Furcht haben...“ Und diese einfachen Worte genügten, um ihnen wie mit einem Blitzschlag zu zeigen, wie es um jeden stand.

„Wie, du wußtest“, flüsterte Lucie athemlos. „Oh, Armand — und du hast geschwiegen —“ „Und du auch?“ schrie Hermet auf. „Lucie, meine Lucie! Wie tapfer du bist! Mein armes Weib!“

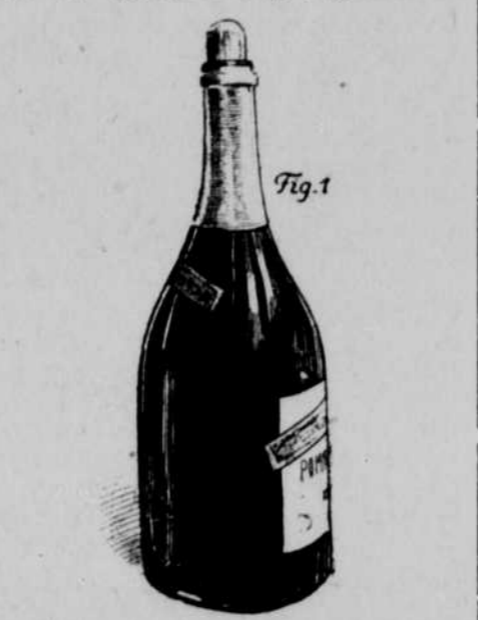
Sie stürzten einander in die Arme, in einer trampfhaften Umarmung, weil sie wußten, daß sie jetzt das Recht hatten, mitammen zu weinen, und sie fühlten auch, daß sie sich mehr liebten als je zuvor, mit einer köstlichen, reinen, aufopfernden Liebe, die ihnen die Kraft zu dem langen Leidensweg geben mußte, der ihnen und dem Kinde noch bevorstand.

Amüsante Wissenschaft.

Vanderei von Hans Dominik.

„Ich will doch sehen, was meine Gefriererfahrungen machen“, rief Fritz und eilte in die sibirische Kälte des Balltons hinaus, wo das Thermometer seit Tagen auf dem Gefrierpunkt stand. Er lehrte bald mit einer gewöhnlichen Bierflasche mit Patentverschluss zurück. Sie sah traurig aus. Das Glas war etwa in der Mitte geborsten, und ein Theil des herausgelaufenen Wassers hatte allerlei Eisgapsen und Stalaktiten gebildet.

„Dies traurige Beispiel von einem Exempel zeigt“, begann Fritz, in der Positur eines ordentlichen Professors, „das das Eis ein größeres Volumen einnimmt als das Wasser, aus dem es entkann. Da ihm aber in der geschlossenen Bierflasche die Möglichkeit dazu genommen war, sprengte es das Glas. Die zertrümmerte Flasche hier zeigt überzeugend die Gewalt des schmelzenden Wassers, jene Gewalt, die im Laufe der Jahrtausende auch mit dem größten und härtesten Felsen fertig wird, jene Großkraft des Frostes, die in genügend langen Zeiträumen



Der Eispropfen auf der Zettelflasche.

auch die Felsengebirge wieder abträgt und fortwünscht.“

„Du redest für dein Alter ganz gut“, unterbrach ihn der Vater, „aber daß du eine Flasche entzweigemacht hast, kann uns allein noch nicht zur Bewunderung hinführen. Laß sehen, was du außer dem gemacht hast.“

Fritz verschwand und kam diesmal mit einer soliden, unerschlossenen Champagnerflasche zurück. Auch sie war durch und durch gefroren, aber das Eis hatte sie nicht gesprengt, sondern war wie eine Art Stengel reichlich einen Zoll aus der Mündung herausgewachsen.

„Auch hier“, hub jetzt Fritz wieder an, „hat sich das Wasser bei der Erstarrung ausgedehnt, und zwar setzte die Erstarrung auf der Oberfläche des Wassers selbst, die mit dem Flaschenmund abschloß, und ferner an den Wandungen des Flaschenhalbes ein. Das Wasser im mittleren Theil blieb zunächst noch flüssig. Da nun jedes Wassertheilchen, das erstarrte, sich ausdehnte, so entstand in der Flasche ein Ueberdruck. Dieser wirkte aber, bevor er genügend stark wurde, um die Flasche zu sprengen, bereits so, daß der oberste Eispropfen nach oben geschoben und so wieder Raum für weiteres Erstarrung geschaffen wurde. Freilich hat die Flasche dabei ganz gehörige Drücke auszuhalten müssen, namentlich als die letzten Theile im Flascheninneren gefroren und der obere Theil so gewalttham nach oben gedrückt werden mußte, daß er unter dem Drucke wieder plastisch wurde und herausquoll. Eine gewöhnliche Bierflasche wäre wahrscheinlich auch bei offenem Halse geborsten. Diese hier hat die Gefährliche jedoch

ausgehalten. Bei dünnem Glase kann man das Experiment nur riskiren, wenn man genau zylindrische Gefäße hat. Ich habe hier einige Glastuben, von allem Papier gesäubert, bis oben mit Wasser gefüllt, dann die Metallkapsel darauf gesetzt und sie auf den Balken zum Frieren gestellt. Wir wollen jetzt sehen, was daraus geworden ist.“ Mit diesen Worten ging Fritz abermals hinaus und brachte einige Tuben herein. Alle zeigten einen Eisauswuchs, der etwa ein Neuntel der Tube lang war und obenauf die Metallkapsel trug.

„Wir beobachten hier dieselbe Erscheinung wie bei der Champagnerflasche“, begann er, „und können hier auch gleichzeitig die ungefähre Ausdeh-



Die flüssige Salzwasserkälte im Süßwasser.

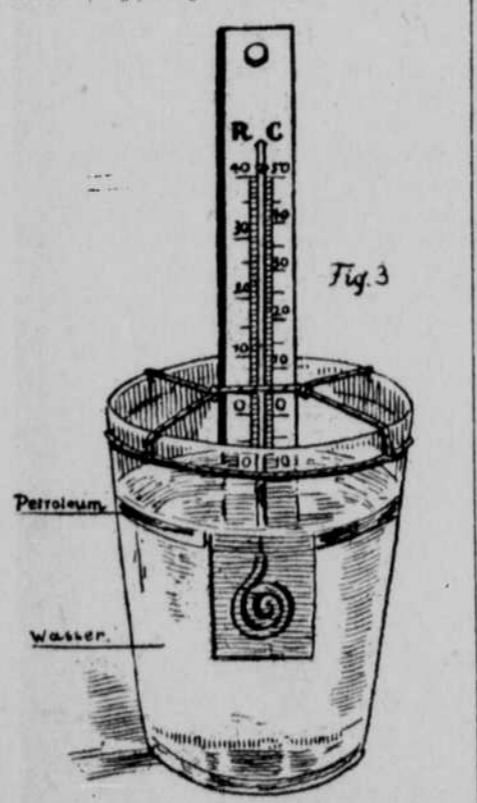
nung des Wassers beim Erstarran bestimmen. Wir messen bei dieser Tube, die genau zehn Zentimeter lang ist, einen Eispropfen von ungefahr elf Millimetern Länge, haben also eine Zunahme um reichlich den neunten Theil des vorhandenen Wassers beim festen Eis.“

„Du scheinst dir ja da auf dem Balken in diesen Frosttagen ein kleines Laboratorium für Kältelehre angelegt zu haben“, sagte jetzt der Vater.

„D, ich hab' noch mehr!“ rief Fritz und holte nun eine durchsichtige Flasche, die nur etwa halb gefüllt war. Man sah, daß das Eis nach oben hin beinahe massiv war. Etwa in der Mitte der Flasche setzte jedoch ein Wasserfaden ein, der sich nach unten hin immer mehr verbreiterte, und etwa einen halben Zoll hoch über dem Flaschenboden enthielt die Flasche flüssiges Wasser.

„Nun, was ist das?“ fragte Fritz. „Na, das ist Eis und Wasser“, entgegnete Kurt. „Die Flasche wird wohl noch nicht so lange auf dem Balken stehen und ist daher noch nicht völlig gefroren.“

„Falsch gerathen“, rief Fritz, „die Flasche steht genau so lange draußen wie die anderen, aber ich habe sie nicht mit reinem Wasser, sondern mit einer etwa dreiprozentigen Salzlösung gefüllt. Es war interessant, ihr Verhalten in der Kälte zu beobachten. Als alle die anderen Flaschen bereits deutliche Eisristalle zeigten, war sie noch völlig klar; als wir aber gestern Nacht auf 0 Grad kamen, froh sie ebenfalls. Aber wir wissen ja, daß das Salz beim Frieren von Salzwasser ausscheidet, so daß reines Süßwasser entsteht. So ging es auch hier, und naturgemäß mußte durch das ausfrierende Eis das übrige lebende Wasser immer salzhaltiger werden und dem



Der Versuch der Ueberhitzung.

Ausfrieren immer größeren Widerstand entgegenzusetzen. Jetzt ist die Flasche durch und durch auf 0 Grad abgekühlt, aber ihr steht, daß ein Theil des Wassers nicht mehr gefriert. Wenn man sich auf Rechnungen und Messungen verlegen will, kann man diese

Flasche als Thermometer benutzen und aus der Menge des flüssigen Wassers jederzeit die jeweilige Temperatur berechnen. Hier habe ich Salzwasser in die Kälte gebracht. Bei einem anderen Versuch habe ich es anders gemacht. Ich habe einen der Blechgefäße aus dem Blumentisch mit Wasser gefüllt auf den Balken gestellt. Natürlich ist das Wasser zu einem massiven Eisblock erstarrt. Auf den habe ich heute Mittag eine Handvoll Kochsalz geworfen. Wir wollen jetzt mal sehen, was daraus geworden ist.“

Als er mit dem Rasten zurückkam, sah man den Eisblock, in den das Salz auf der Oberfläche einen kleinen Teich mit zackigen, wild zerfessenen Rändern getroffen hatte, und auf der Eisoberfläche stand ein Tümpel ziemlich konzentrierter Salzlauge.

„Eigentlich“, hub Fritz jetzt an, „mühte man mit solcher Kochsalzlauge doch jedes Eis aufzuhaben können, und wenn die Nordpolfahrer um ihr Schiff genügend Salz streuten, so müßte es ihnen niemals einfrieren können.“

„Da irrst du dich nun doch“, unterbrach ihn der Vater. „Die Sache geht zwar einige Zeit, aber keineswegs bis in die aschraue Beschütze. Wie du selbst bereits sagtest, wird in der Flasche hier die übrige lebende Salzlauge immer konzentrierter, und es bedarf immer stärkerer Kältegrade, um sie zum Gefrieren zu bringen. Nun aber geht auch diese Konzentration nicht bis ins Ungemessene weiter. Bekanntlich kommt ziemlich bald ein Moment, wo die Salzlösung gesättigt ist und kein weiteres Salz mehr gelöst halten kann. Dieser Punkt wird auch mit der im Eise übrige bleibende Flüssigkeit einmal erreicht werden. Dann aber scheidet sich das Salz in Form weißer Kristalle aus, und die ganze Flüssigkeit gefriert in ziemlich kurzer Zeit. In den Polargegenden wird die dazu nöthige Kälte aber häufig erreicht und überschritten, man findet dort gelegentlich solche Gefäße, die von Schnee bedeckt zu sein scheinen, der sich bei näherer Betrachtung als hohes Salz erweist. In solcher Kälte kann man natürlich beliebig viel Salz streuen, ohne irgendeinen Schmelzeffekt zu erreichen. Aber auch ein solches hat die Salzanwendung, z. B. um ein Straßenbahngleise vom Schnee zu befreien, sehr bald ihre Grenze. Das Salz ist schließlich nicht umsonst zu haben, und man muß mit mäßigen Mengen große Strecken durch Schmelzung vom Schnee befreien. Dabei aber gibt es stark verdünnte Salzlösungen, und die Wirkung ist praktisch bereits bei 0 Grad eine völlig unbefriedigende.“

„Nun aber ein anderes Experiment“, rief Fritz. „Sage einmal Kurt, bei wieviel Grad gefriert Wasser?“ „Natürlich bei 32 Grad“, erwiderte Kurt.

„Wir wollen einmal sehen, ob das richtig ist“, entgegnete Fritz und trug vom Balken sehr vorsichtig ein dünnwandiges, großes Wasserglas herein, in dem durch Schnüre vom Rande her ein Thermometer festrecht eingebunden war. Die Thermometertugel reichte beinahe bis zum Grunde des Glases. Ueber dem Wasser befand sich eine dünne Petroleumschicht. Behutsam stellte er das Glas auf den Tisch und bat, das Thermometer abzulesen. Es zeigte 10 Grad. „Ihr seht“, fuhr er fort, „daß ich hier Wasser von 10 Grad habe, Wasser, das überhitzt worden unter Kälte ist. Nun wollen wir sehen, ob wir das ändern können“, sagte er und schlug mit einem starken, hölzernen Federhalter einigemal leicht gegen die Glaswand. Sofort huschte es wie ein grauer Schimmer durch die eben noch glasklare Flüssigkeit, die sich in weniger als einer Sekunde in starkes Eis verwandelte. Gleichzeitig begann das Thermometer rapide zu steigen und gelangte in wenigen Sekunden von 15 Grad auf 32 Grad.

„Das war der Versuch der Ueberhitzung“, sagte der Vater. „Nun will ich aber auch etwas zur allgemeinen Erheiterung beitragen. Schlage einmal von deinem Eisblock ein ordentliches Stück ab, Fritz, und klopfe es in einem alten Handtuch zu seinem Schnee.“ Fritz that, wie ihm eheissen, während der Vater aus einer verschlossenen Blechbüchse eine Tüte mit weißem, kristallinischem schimmerndem Pulver vom Vorklein brachte. „Ich habe hier kristallisiertes Chloralzium“, begann er jetzt. „Ein einfaches, harmloses Salz, das man in jeder Apotheke für billiges Geld kaufen kann. Nun wollen wir einmal einen Versuch mit diesem Eispulver machen. Aber noch einen Augenblick, ehe wir damit beginnen. Ich habe hier noch ein wenig Quecksilber. Das wird uns gute Dienste thun, wenn das Thermometer versagen sollte. Dies Thermometer

hier ist bemerkenswerthe Weise bis auf 26 Grad unter Null eingrichtet. Nun wollen wir einmal in diese große Porzellanwaschschüssel in schöner Abwechslung immer ein feine Schicht Eisschnee und eine etwa doppelt so starke Chloralziumschicht streuen. Dabei werden wir erstens unser Thermometer einbauen und ferner eine dieser kleinen gläsernen Tuben, in die ich jetzt das Quecksilber gieße.“

Fritz und der Vater thaten wie gesagt. Sie bauten Schicht auf Schicht und isolirten die Waschschüssel gegen die äußere Wärme durch ein dickes Wollplaid. Schon während des Aufbaues vernahm man ein fortwährendes Knistern und Knirschen. Gleichzeitig begann das Thermometer rapide zu fallen. Jetzt war die oberste Schicht Chloralzium gelegt, und der Vater drückte alles mit einem hölzernen Lineal fest in die Schüssel hinein. „Wir wollen nach zehn Minuten wieder nachschauen“, sagte er. Während dieser Zeit bildete sich ein wenig Flüssigkeit in der Schüssel, und man konnte das Gemenge mit dem Lineal nicht mehr zusammenpressen. Jetzt zog der Vater das Thermometer heraus. Der Quecksilberfaden war verschwunden, und das Quecksilber in der Kugel erschien eigenartig milchig gefärbt. „Mehr als 45 Grad unter Null“, rief der Vater und zog nun auch die Tube mit dem Quecksilber hervor. Auch dies war zu einem massiven Block gefroren. „Hier haben wir die wirksamste Kältemischung benutzt“, sagte der Vater. „Wenn wir freilich eine Lösung von verbünnter Schwefelsäure auf dem Balken bis auf 10 Grad hätten ausfrieren lassen, so hätten wir durch das Zusammenziehen von geschlolegenem Eis und kalter Schwefelsäure wohl 75 Grad unter Null erreichen können! Heute freilich imponiren solche Kältegrade nicht mehr allzu sehr, da sich jedermann flüssige Luft mit einer Temperatur von 325 Grad unter Null verhältnismäßig wohlfeil kaufen kann. Aber wir haben mit den aller einfachsten Mitteln gearbeitet, haben für etwa fünfzig Pfennig Chloralzium immerhin ganz hübsche Nordpoltemperaturen erreicht. Nun aber wollen wir für heute unsere Versuche abbrechen und die dieseren Trümmere beseitigen.“

hier ist bemerkenswerthe Weise bis auf 26 Grad unter Null eingrichtet. Nun wollen wir einmal in diese große Porzellanwaschschüssel in schöner Abwechslung immer ein feine Schicht Eisschnee und eine etwa doppelt so starke Chloralziumschicht streuen. Dabei werden wir erstens unser Thermometer einbauen und ferner eine dieser kleinen gläsernen Tuben, in die ich jetzt das Quecksilber gieße.“

Fritz und der Vater thaten wie gesagt. Sie bauten Schicht auf Schicht und isolirten die Waschschüssel gegen die äußere Wärme durch ein dickes Wollplaid. Schon während des Aufbaues vernahm man ein fortwährendes Knistern und Knirschen. Gleichzeitig begann das Thermometer rapide zu fallen. Jetzt war die oberste Schicht Chloralzium gelegt, und der Vater drückte alles mit einem hölzernen Lineal fest in die Schüssel hinein. „Wir wollen nach zehn Minuten wieder nachschauen“, sagte er. Während dieser Zeit bildete sich ein wenig Flüssigkeit in der Schüssel, und man konnte das Gemenge mit dem Lineal nicht mehr zusammenpressen. Jetzt zog der Vater das Thermometer heraus. Der Quecksilberfaden war verschwunden, und das Quecksilber in der Kugel erschien eigenartig milchig gefärbt. „Mehr als 45 Grad unter Null“, rief der Vater und zog nun auch die Tube mit dem Quecksilber hervor. Auch dies war zu einem massiven Block gefroren. „Hier haben wir die wirksamste Kältemischung benutzt“, sagte der Vater. „Wenn wir freilich eine Lösung von verbünnter Schwefelsäure auf dem Balken bis auf 10 Grad hätten ausfrieren lassen, so hätten wir durch das Zusammenziehen von geschlolegenem Eis und kalter Schwefelsäure wohl 75 Grad unter Null erreichen können! Heute freilich imponiren solche Kältegrade nicht mehr allzu sehr, da sich jedermann flüssige Luft mit einer Temperatur von 325 Grad unter Null verhältnismäßig wohlfeil kaufen kann. Aber wir haben mit den aller einfachsten Mitteln gearbeitet, haben für etwa fünfzig Pfennig Chloralzium immerhin ganz hübsche Nordpoltemperaturen erreicht. Nun aber wollen wir für heute unsere Versuche abbrechen und die dieseren Trümmere beseitigen.“

Ein Professor der Universität Pennsylvania beag sich vor mehreren Jahren nach dem Süden der Vereinigten Staaten, um dort eine Sonnenfinsternis zu beobachten. Am Abend vor dem erwarteten Ereignis sagte er zu einem alten Negar, den er auf kannte: „Tom, wenn Sie morgen Ihre Hühner beobachten, werden Sie finden, daß sie Vormittags gegen 11 Uhr schlafen gehen.“ Der Farbige war übertrafft und zweifelte natürlich an dieser Vorhersage; er überzeugte sich aber bald, daß um die angegebene Zeit der Himmel sich verfinsterte und die Hühner thatsächlich ihre Ruhestätten aufsuchten. Das Erschauen des ehelichen Tom konnte keine Grenzen. „Herr Professor“, fragte er den Gelehrten, halb schau, halb neugierig, „wie lange vorher haben Sie denn schon gemutht, daß die Hühner jetzt schlafen werden?“ „Ungefähr seit einem Jahre“, entgegnete der Gelehrte mit schelmischem Lächeln. „Aber wie ist das nur möglich“, schrie der Schwarze, den diese Antwoort nun ganz aus der Fassung brachte, „vor einem Jahre waren ja die Hühner noch gar nicht ausgebrütet!“

Stuge — Säbner.

Stuge — Säbner.

Schnee fall in bedecktem Raume.

So vielen stellt sich das Glück direkt in den Weg, aber sie weichen ihm aus!